

weis dafür aus den alten Schriftstellern oder den noch erhaltenen Denkmälern bis jetzt nicht geführt worden ist. Ganz anders verhält es sich mit den fränkischen und sächsischen Befestigungen des frühesten Mittelalters, bei denen wir sowohl die Lagerbefestigungen als auch permanente Landesburgen finden, und es handelt sich in dieser noch so wenig behandelten Frage hauptsächlich um die Kennzeichen, durch welche sich die Befestigungsanlagen des frühesten Mittelalters von denen des Alterthums unterscheiden lassen. Hierzu liefern die Hölzermann'schen Zeichnungen ein vortreffliches Hilfsmittel, und indem wir den bedeutenden Fortschritt in der Alterthumskunde durch Veröffentlichung dieser Zeichnungen nochmals hervorheben, wünschen wir nicht minder, dass der Westphälische Geschichts- und Alterthumsverein es sich angelegen sein lasse, auch die übrigen in seinem Forschungsgebiete noch vorhandenen Reste alter Verschanzungen, bevor sie der gänzlichen Zerstörung anheimfallen, durch correcte Aufnahmen und Beschreibung für die Alterthumskunde zu sichern.

J. Schneider.

7. Al. Ecker, Ueber prähistorische Kunst, in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 30. und 31. October 1877.

Die Verhandlungen der Anthropologen-Versammlung zu Constanz im September 1877, wo die in der Thayinger Höhle gefundenen Rennthiergebeinstücke mit eingeritzten Thierbildern ein Gegenstand lebhafter Erörterung waren, gaben dem auf dem Felde der prähistorischen Forschung hochverdienten Verfasser Veranlassung, seine Ansichten über die Kunstleistungen des vorgeschichtlichen Menschen im Allgemeinen auseinander zu setzen und er war um so mehr dazu aufgefordert, als er jener Versammlung bis zum Schlusse beizuwohnen verhindert war. Die Thierbilder auf Rennthierknochen, welche die Höhlen der Dordogne in so grosser Zahl geliefert haben, wurden zwar Anfangs mit einigem Misstrauen aufgenommen, aber das Ansehen berühmter Forscher, zumal das von Lartet, sowie die Unmöglichkeit, einen Betrug im einzelnen Falle sicher nachzuweisen, führten schliesslich dazu, an der Aechtheit dieser Funde nicht ferner zu zweifeln und mit einem gewissen Selbstgefallen wies man auf die so früh schon entwickelte künstlerische Begabung der Rennthier-Franzosen hin. Nur wenige Forscher, sagt Ecker, widerstanden dieser Bekehrung und blieben hartnäckige Ketzer, so vor Allen Lindenschmit, dem es auch gelang, zwei der Thayinger Höhlenzeichnungen als Copien aus einem bei Spamer erschie-

nenen illustrierten Bilderbuche nachzuweisen, Archiv für Anthrop. IX, S. 173. Dieselben waren trotz eines Anfangs gehegten Zweifels von der Züricher Antiquarischen Gesellschaft für ächt erklärt und von K. Merk in seine Schrift: Der Höhlenfund im Kesslerloch bei Thayingen, Zürich 1875, aufgenommen worden. Lindenschmit hatte den Betrug schonungslos aufgedeckt und verhehlte auch seinen Zweifel an der Aechtheit aller übrigen Höhlenzeichnungen nicht, sofern diese einen vorgeschrittenen Kunststil zeigen. Merk, der Entdecker und Beschreiber des Thayinger Höhlenfundes bereute es nun, seine Bedenken, in Betreff der beiden gefälschten Zeichnungen nicht sofort selbst ausgesprochen zu haben; er bestätigte in einem offenen Briefe an Lindenschmit die Fälschung der Bilder des Bären und des Fuchses und gab den Namen des inzwischen vor Gericht gestellten Fälschers an, Archiv f. Anthrop. IX, S. 269. Die Züricher Antiquarische Gesellschaft glaubte aber in einer im Mai 1877 veröffentlichten amtlichen Erklärung, die in den stärksten Ausdrücken abgefasst war, Lindenschmit's Zweifel an der Aechtheit der Rennthierzeichnungen überhaupt abweisen zu müssen, sie bestritt ihm das Oberrichteramt über die gesammte antiquarische Forschung und hob hervor, dass die Aussprüche der französischen, englischen und nordischen Gelehrten ihm entgegen ständen. In einer rein sachlichen „Entgegnung“ hat darauf Lindenschmit geantwortet und seine Stellung gewahrt, Archiv f. Anthropol. X, S. 323. In Folge dieser Geschichte des Thayinger Fundes stehen sich nun zwei Ansichten entschiedener gegenüber als es früher der Fall war. Die Anhänger der einen halten es aus Gründen, die dem Kunstwerk selbst entnommen sind, für unwahrscheinlich, selbst für unmöglich, dass die vollendeten unter den Thierzeichnungen aus den französischen wie aus den deutschen Höhlen von denselben Menschen gefertigt seien, wie die dort gefundenen rohen Stein- und Knochen-Werkzeuge, sie halten jene also für gefälscht. Die Andern stützen ihre Meinung auf die Umstände der Auffindung und sagen, weil diese Sachen in denselben Schichten gefunden werden, wie die Steingeräthe, so müssen sie mit diesen gleichzeitig sein, sie sind also ächt. Letztere geben freilich die Möglichkeit einer Fälschung zu, berufen sich aber auf den Grundsatz: „quisque praesumitur bonus, nisi contrarium probetur“. Ecker selbst bekennt, früher an die Aechtheit dieser Arbeiten geglaubt zu haben. Er bemerkte über eine der Zeichnungen: „Das grasende Thier ist mit einer überraschenden Naturtreue dargestellt, wie sie die noch alles Idealismus baare primitive Kunst allerorts zeigt und wie wir sie z. B. auch an den altägyptischen Thierzeichnungen bewundern. Das Geweih mit der breiten Augensprosse, die Behaarung, die Stellung der Beine, alles ist vortrefflich wiedergegeben und

an dem Original überrascht namentlich auch das Nasenloch, das, wie man es bei einer weidenden Kuh beobachten kann, weit geöffnet ist“. Vergl. Archiv f. Anthropol. VII, S. 136. Dagegen erwiederte die Vierteljahrsrevue der Naturwissenschaften, Urgeschichte II, 1874, S. 6: „Dieser Beschreibung entspricht aber die Zeichnung, wie sie nach Keller's Lithographie gestochen ist, gar nicht. Jeder, der altägyptische Thierzeichnungen gesehen hat, erkennt dort allerdings eine alles Idealismus baare, primitive Kunst oder auch, wenn man will, keine Kunst im eigentlichen Sinne des Wortes sondern Naturversuche, wie sie ein Kind macht. Kann man dasselbe aber auch von der Zeichnung aus der Höhle bei Thayingen sagen? Ich glaube schwerlich, dass ein Maler dazu Ja sagen wird. Im Gegentheil zeigt die ganze Darstellung, dass sie von Jemanden herrührt, der die Gesetze der Perspective ganz genau kennt und Unterricht im Zeichnen genossen hat.“ Auch Rütimeyer schreibt: „Eine Zeichnung eines Zebra ähnlichen Thieres auf Rennthierhorn ist sogar so vortrefflich erhalten und so überaus zierlich ausgeführt, dass ich zweifeln möchte, ob ein Schnitzler im Berner Oberlande im Stande sein würde, mit den Meisseln jener alten Künstler solche Darstellungen zu liefern.“ In sehr bestimmter Weise schliesst sich der erfahrene von Bonstetten dem Urtheile Lindenschmits an. Er sagt in einer Zusehrift an denselben: „Die Zeichnung des weidenden Rennthiers ist von einer so vollendeten Ausführung, dass sie einen mit guten stählernen Werkzeugen versehenen Künstler verräth. Der durch eine erste Fälschung erreichte Erfolg musste den Gedanken eingeben, den Versuch zu wiederholen, sei es aus Gewinnsucht oder aus Eigenliebe. Bekannt sind die in Poitiers von Herrn M. gemachten Stücke, Schlangen, Drachen u. dgl., über welche derselbe gelehrte Abhandlungen schrieb. Der zu Salève bei Genf gefundene Commandostab ist von einer Person gefunden, die mir wenig Vertrauen einflösst. Früher fälschte man römische Inschriften, heute kommen die geritzten oder geschnitzten Knochen an die Reihe. Dies alles scheint mir ein schimpflicher Humbug.“ Des eben als Commandostab bezeichneten Rennthiergeweihstückes gedachte Prof. Forel in der Constanzer Versammlung und erzählte, dass er selbst die Zeichnung eines gehörnten Thieres auf demselben nach Entfernung eines Kalksinterüberzuges entdeckt habe; auf der andern Seite ist die Zeichnung eines Pflanzenzweiges mit Blättern, eine auf Knochen ganz ungewöhnliche Darstellung. Der Knochen gehört der Sammlung des H. Thioly an und ist abgebildet im Bullet. de l'Institut nation. Genevois T. XV. Forel theilte mir noch brieflich mit, dass Thioly, der vom Gericht in Genf wegen Vertrauensbruch verurtheilt worden ist, nie erwähnt habe, dass er, Forel die Zeichnung entdeckt und doch sei es,

im Falle hier eine Täuschung vorliege, sein Vorthail gewesen, für die Aechtheit der Zeichnung einen Zeugen anführen zu können. Wie dem auch sei, die Aechtheit dieses geschnitzten Knochens ist zweifelhaft, denn auch eine Kalksinterdecke lässt sich künstlich darstellen. Auf der Versammlung der Geschichts- und Alterthumsvereine in Wiesbaden am 26. September 1876 gedachte von Cohausen mit grösstem Misstrauen der im J. 1867 vom Abbé Landesque in der Laugerie basse gemachten und dem Archaeologischen Congresses Frankreichs im J. 1874 mitgetheilten Funde. Da zeigt sich, vgl. *Compte rendu du Congrès*, Paris 1875, p. 17, auf dem Schulterblatt eines Pflanzenfressers ein Pferdekopf, ferner ein von einer Frau geführtes Rennthier, von diesem ist nur das Hintertheil vorhanden, von der Frau fehlt der Kopf. Da der Umriss der weiblichen Gestalt unbestimmt ist, kam man sogar auf die Vermuthung, dass dieselbe vielleicht behaart gewesen sei. Eine kleine Figur aus Rennthierhorn stellte ein Kind oder einen Affen dar!

Kehren wir zu dem Aufsätze Ecker's zurück. Nachdem er die beiden Meinungen, jene Arbeiten seien gefälscht oder sie seien ächt, gegeneinandergestellt, sagt er, eine dritte Möglichkeit sei bis jetzt kaum besprochen worden; er finde dieselbe zuerst vertheidigt in einem Berichte über Urgeschichte in der Vierteljahrsrevue der Fortschritte der Naturwissenschaften III 1875, S. 7, woselbst der ungenannte Verfasser schreibe: „Wer nicht mit einer gewissen Voreingenommenheit an diese Sachen herantritt, kann nach meiner Meinung nicht darüber im Zweifel sein, dass alle diese Kunstwerke, weit entfernt in eine nebelhafte Vorzeit hinaufzuragen, auf den Einfluss griechischer Cultur hindeuten. Prophezeien ist immer eine missliche Sache; ich möchte aber trotzdem die Voraussagung wagen: dass in nicht zu ferner Zeit der Tag kommen wird, an welchem man aus einer mit Rennthier- und Bärenknochen gefüllten Höhle Bein- und Knochenstücke hervorziehen wird, auf welchen sich Zeichnungen mit griechischen Buchstaben finden.“ Es ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht schwer, auf den Ursprung dieser Ansicht hinzuweisen. Derselbe Berichterstatter über die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte, Herr Th., sagt in der Vierteljahrsrevue der Fortschritte der Naturwissenschaften I 1873, S. 128: „Die Franzosen können sich noch nicht von der Ansicht eines unermesslich hohen Alters der Ueberreste aus der sogenannten Rennthierzeit losmachen, obgleich gerade die Thatsache bedeutsam ist, dass besonders im südwestlichen Frankreich Thierknochen mit Zeichnungen entdeckt worden sind, die, wenn man ihre Naturtreue und den sich darin aussprechenden Kunstgeschmack bedenkt, entschieden, wie Prof. Schaffhausen vor Jahren hervorhob, auf den Einfluss phöniciischer oder griechischer Kolonien an der Mittelmaerküste hinweisen.“

Bei den Constanzer Verhandlungen über die Aechtheit der Thayinger Funde fand ich mich veranlasst, daran zu erinnern, dass ich bereits 1867 und später mehrmals mich gegen die allgemein herrschende Meinung von dem hohen Alter der in der Dordogne gefundenen geschnitzten Rennthierknochen ausgesprochen hätte, indem die Ausführung vieler dieser Arbeiten einen so ausgebildeten Kunstsinn verrathe, dass man dieselben einem wilden Volke nicht zuschreiben könne, sondern den Ursprung derselben bei einem Culturvolke suchen müsse. Auch wies ich auf wirklich vorgekommene Fälschungen dieser Art hin und begründete meinen Verdacht selbst in Bezug auf die Aechtheit des Lartet'schen Mammuthbildes.

Ecker versucht nun eine möglichst objective Darstellung der Streitfrage, indem er der Reihe nach die artistische, die geologische, die technische und die zoologische Seite derselben in Erwägung zieht. Es ist ein bekanntes Verfahren der Archaeologie, aus dem Stil der Kunstwerke, aus der Form der Geräthe und Waffen auf die Zeit zu schliessen, aus der sie stammen, auch die urgeschichtliche Forschung darf dasselbe in Anwendung bringen. Diese Methode wird von der letztern desshalb aber wohl nur in beschränkterer Weise angewendet werden können, weil hier keineswegs noch so mustergültige Erfahrungen und Beweisstücke vorliegen, wie das für die späteren Perioden der Kunstgeschichte der Fall ist, wir vielmehr noch in der Zeit der Entdeckungen leben. In Bezug auf die bekannten ältesten Versuche der Darstellung von Thiergestalten sagt aber Lindenschmit, dass sie den Charakter der unbeholfensten Barbarei zeigen, die Pferde der altitalischen Erzarbeit gleichen unsern Honigkuchenfiguren, nicht besser sind die räthselhaften Fabelthiere gallischer Münzen, die nur aus Kopf und Hand bestehenden Reiterfiguren der germanischen Goldbracteaten, die scheusslich verzerrten schnörkelhaften Zeichnungen der irischen Manuskrifte und die meisten Darstellungen aus weit späterer Zeit noch, sie geben eine wildphantastische, völlig willkürliche Auffassung der Thierwelt kund. Da die übrigen Bildungszustände solcher Zeiten eine unermessliche Ueberlegenheit über die der Höhlenbewohner der Rennthierzeit zeigen, so müsste man einen Rückschritt nur in dieser Art von Kunstthätigkeit annehmen, was doch unstatthaft ist. Archiv f. Anthrop. III, S. 109. Wenn man dagegen behauptet, dass auf einer tiefen Culturstufe dennoch eine im Vergleich bedeutende Entwicklung der Kunst bei irgend einem Volke stattfinden könne, so müssten für eine so auffallende Annahme doch sichere Thatfachen beigebracht werden. Wie roh sind noch die von Schliemann in Mycenae gefundenen Thierbilder!

Noch auffallender als das frühe und unvermittelte Auftreten einer

Kunstperiode ist das plötzliche Wiederverschwinden derselben. Während von der Höhlenzeit zur Pfahlbautenzeit in jeder andern Beziehung ein entschiedener Fortschritt stattfindet, soll der Mensch das Zeichnen und Bildschnitzen wieder vollständig vergessen haben, bis viel später eine auf asiatischem oder ägyptischem Boden entsprossene Kunst wieder neu erstand. Mortillet nimmt dies als Thatsache ruhig hin und spricht nur seine Verwunderung darüber aus, *Revue scientif.* 1877, No. 38, p. 892. Bertrand, den Ecker nicht anführt, sagt in seiner Abhandlung: *Le renne de Thayingen*, *Extr. de la Revue archéolog.* 1874, p. 19: Die Kunst zu zeichnen verschwindet mit dem Zeitalter der geschnittenen Steine, um erst mit der Einführung des Eisens in Gallien wieder zu erscheinen. Diese Thatsache erinnert fast an religiöse Glaubenssätze, denn noch heute giebt es Völker, welche die Darstellung lebender Wesen als eine Profanation erachten. Es scheint, dass die Vorsehung jedem Menschenstamme eine Rolle zuertheilt hat, und vielleicht sind wir einmal genöthigt, anzuerkennen, dass beim Aufbau der europäischen Civilisation die Höhlenbewohner die Lehrer der Zeichenkunst gewesen sind. Wie kann aber Bertrand im Ernste nur behaupten, dass die Kunst zu zeichnen, die sich ja nur in Verbindung mit der bildenden Kunst überhaupt später in Europa entwickelt hat, ihr Vorbild oder Muster in jenen Höhlenbildern gehabt hat? Wenn Ecker die Ansicht Nott-Gliddon's anführt, dass, wie die Begabung für die bildende Kunst bei verschiedenen Individuen nicht die gleiche sei, sie auch bei verschiedenen Völkern verschieden sein könne, so ist dies selbst in Bezug auf civilisirte Völker in gewissem Sinne wahr, passt aber auf den vorliegenden Fall nicht. Man kann die Engländer anführen, deren Leistungen in der bildenden Kunst, einzelne Ausnahmen abgerechnet, unzweifelhaft gegen die der Italiener, Franzosen und Deutschen zurückstehen, wiewohl dies in andern geistigen Schöpfungen, der Dichtkunst und Wissenschaft nicht der Fall ist; die Ursachen dieses Mangels liegen in der geschichtlichen Entwicklung des englischen Volkes. Wenn wir aber jetzt unter uns bei einem Individuum ein ausgesprochenes Talent zum Zeichnen finden, welches bei vielen andern fehlt, so ist dasselbe entweder eine ererbte Anlage von den Eltern oder es ist durch eine besondere Anregung und früh geweckte Neigung und Uebung entstanden. Beide Ursachen setzen eine im Volke schon vorhandene Kunst voraus, können also bei wilden Völkern gar nicht oder nur in beschränktem Sinne wirksam sein. Wenn Pulsky geradezu artistische und unartistische Rassen unterscheidet, so sind eben jene in künstlerischer Hinsicht entwickelt, diese zurückgeblieben. Malerei und Skulptur der Aegypter und Griechen, der Italiener und Deutschen sind aber nicht sowohl das Ergebniss einer

besondern künstlerischen Anlage als vielmehr das Maass einer gewissen Geisteskultur, welche diese Leistungen mit Nothwendigkeit zur Folge hat. Diese Fähigkeit ist deshalb keineswegs unabhängig von geistiger Cultur und Civilisation, wie Pulsky will, sondern auf das innigste damit verbunden, wenn auch das Geistesleben eines jeden Volkes sein eigenthümliches Gepräge hat. Die Anlage zur bildenden Kunst, wie zur Musik und Dichtkunst ist eine allgemein menschliche, ob sie mehr oder weniger sich entwickelt, hängt von Naturverhältnissen oder geschichtlichen Ereignissen ab. Man wird nicht fehl gehen, wenn man einem rohen Volke auch nur eine rohe Kunstleistung zuschreibt. Man pflegt wohl als auf ein Beispiel jener launenhaften Naturbegabung auf die Zigeuner hinzuweisen, die, wie man sagt, geborene Musiker sind und ihren Geigen den wunderbaren Schmelz des Tones entlocken. Aber ist es so auffallend, dass ein zersprengtes Volk von unbekannter Herkunft und, wie seine Schönheit zeigt, gewiss einst von einer höheren Cultur berührt sein Schicksal in Klagetönen besingt mit jenem Aufschrei sinnlicher Leidenschaft, wie sie nur der Süden entzündet? Und doch ist es nur die Melodie des Volksliedes und die vollendete Technik, welche wir an dieser Musik bewundern, die der Cultur des Volksstammes ganz entsprechend ist. Der Zigeuner wird zu einer höhern Leistung in der Tonkunst erst befähigt sein, wenn er sich die Gedanken und Empfindungen der verfeinerten europäischen Bildung angeeignet hat. Ecker weist auf eine Schilderung von Wallace hin, nach der sich eine merkwürdige Verschiedenheit der künstlerischen Anlage bei zwei rohen Naturvölkern finden soll, die angeblich auf ziemlich gleicher Culturstufe stehen. Der genannte Reisende schildert die Australier von Dorey an der Nordküste von Neu Guinea als grosse Holzschnitzer und Maler, die zumal ihre Kunst an ihren Schiffsschnäbeln üben, sie sollen eine ausgesprochene Liebe zu den schönen Künsten besitzen und in ihren Musestunden die zierlichsten Arbeiten verrichten, während sie in Bezug auf ihre elenden Wohnungen und ihre übrige Lebensweise auf derselben tiefen Stufe ständen wie andere Australierstämme. Ecker nimmt diese Darstellung doch nur mit einem gewissen Vorbehalte an und hebt mit Recht hervor, dass die bloße Ornamentik doch nur eine niedere Stufe der bildenden Kunst sei. Dass aber die Papua's, welche die Küste bewohnen, solche Arbeiten verrichten, die den im Binnenlande streifenden Stämmen unbekannt sind, erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, dass, wenn das Meer die Trümmer eines gescheiterten fremden Schiffes an ihre Küste warf, geschnittene und gemalte Holztheile ihre Nachahmung reizten und sie dann Aehnliches zu fertigen versuchten. Mit einem Hinweis auf die rohen Malereien der Buschmänner

nach Fritsch, die Eingeborenen Südafrika's, Breslau 1872. S. 126, u. Taf. 50 und die Schnitzereien der Neger, die Schweinfurth, *Artes africanæ*, Leipzig 1875, Taf. VIII u. XIV abbildet, schliesst sich Ecker der Ansicht Lindenschmit's an, der in Bezug auf die Thierzeichnungen der heutigen Wilden sagt: alle diese Stämme, insofern sie in der That von jeder Berührung mit den alten Culturvölkern ausgeschlossen waren, erheben sich in ihren Darstellungen nicht über die ersten Versuche unserer Kinder und den Stil des bekannten „Buches der Wilden“ des H. Abbé Domenech. Diesen Charakter haben in der That sowohl die Malereien der Indianer, welche Schoolkraft mittheilt, als auch die Menschen und Thiere auf den schwedischen Felsenbildern, und wiederum finden wir ihn in der Zeichnung, die Rugendas, *Malerische Reise in Brasilien*, Paris 1835, Pl. IV Figur 3, als ein Muster der Kritzeleien mittheilt, die Neger auf dem Sklavenmarkt in Rio de Janeiro auf die Wände schreiben. Dies Bild ist vielleicht um so zuverlässiger, da Rugendas selbst Maler war. Von den Zeichnungen, die A. Hübner in Transvaal auf einer Felswand eingegraben fand, ist das von W. Baer, *der vorgeschichtliche Mensch*, Leipzig 1874, S. 147 wiedergegebene Bild einer Hyäne von so grosser Naturwahrheit, dass man fragen muss, ob nicht holländische Colonisten die Lehrmeister der Eingeborenen gewesen sein können. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass noch mehr wie die blose Naturwahrheit, die Anmuth der Darstellungen auf einen höhern Kunstsinn hinweise und bezeichnete als ein solches Beispiel den bekannten von Lartet beschriebenen Dolchgriff aus Laugerie basse. Dass selbst die Römer Knochen zu Skulpturen benutzten, ist bekannt. Die ethnologische Sammlung in Freiburg im Breisgau besitzt eine auf Knochen geschnittene weibliche Figur aus Aegypten, die in graziöser Bewegung eine Hand an das Gesicht lehnt. Man erkennt an der nur roh angelegten Arbeit sofort die klassische Kunst. In vielen Sammlungen sieht man alte Skulpturen angeblich aus Elfenbein, die, wie die Gefässlöcher beweisen, aus Knochen geschnitzt sind. Wenn man noch behauptet hat, dass die Zeichnung überhaupt nur eine spätere Kunstübung sein könne, der die Kunst des Bildhauers, also die Nachahmung der körperlichen Formen selbst vorausgegangen sein müsse, und rohe Versuche dieser Art kommen auch in Höhlen gefunden vor, so ist diese Behauptung doch sehr zweifelhaft. Auch für die Zeichnung hat der Mensch ein Vorbild in der Natur, es ist der Schattenriss der von der Sonne beleuchteten Gegenstände, der zur Nachahmung auffordern konnte. Ecker fügt seinen Bemerkungen über die Schnitzereien der Papuas die Bemerkung hinzu, dass, während die Zeichnungen der wilden Völker mehr dem Gebiet des Kunstgewerbes angehören und sich auf dem

Felde der Ornamentik bewegen, mit dem Rennthierbilde von Thayingen das Gebiet der Kunst betreten sei. Indess ist dies Bild doch nicht fehlerlos, der Hinterleib des Thieres ist zu schwächlich und die Hinterbeine sind im Verhältniss zu den vordern zu lang. Bedeutsam wird der Vergleich der Leistungen der prähistorischen Höhlenbewohner mit der Kunstthätigkeit eines Volkes, das unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen wohnt und merkwürdiger Weise nicht nur Geräthe und Waffen fertigt, die mit denen des vorgeschichtlichen Menschen die grösste Uebereinstimmung zeigen, wie Boyd-Dawkins neuerdings bestätigt hat, sondern auch seine Fertigkeit im Zeichnen an denselben Gegenständen übt, es sind die Eskimo's. Ecker legte in Constanz Photographien von Eskimo-Werkzeugen und von Thierzeichnungen, auf Treibholztafelchen geritzt, vor, die er dem bekannten Nordpol-Reisenden H. E. Bessels in Washington verdankt. Darunter befinden sich auch Figuren von Rennthieren. In Boyd-Dawkins Werk: Die Höhlen- und die Ureinwohner Europa's F. 123 und 125, in Lubbock's Vorgeschichtlichem Menschen II F. 43—45, im Globus B. XXXI, No. 7 finden sich solche Darstellungen. Mit Recht erklärt Ecker diese Arbeiten für viel geringer als die Funde von Thayingen. Und kämen sie ihnen gleich, so würde das für die Aechtheit der letzteren nichts beweisen, denn man kann nach dem Urtheil aller neuern Forscher die Eskimo's nicht für ein ursprünglich wildes Volk halten, sondern sie sind ein aus Asien eingewandeter mongolischer Stamm, der früh übergesiedelt und lange Zeit von allem Verkehr abgeschlossen seine heutige Heimath bewohnen mag, der aber, wie er Sitten und Vorstellungen aus einem andern Lande sich erhalten hat, auch Fertigkeiten bewahrt haben mag, die er in seinen alten Wohnsitzen erworben hatte; man vergleiche die Nachrichten von E. Bessels im Archiv für Anthrop. VIII, S. 107 und Petitot, Les Esquimaux Tschiglit 1876; dieser theilt auch eine Zeichnung mit, von der er sagt, dass ein Indianer sie nicht machen könne.

Mortillet, a. a. O. p. 890, sagt von den französischen Höhlenzeichnungen, *si c'est l'enfance de l'art, ce n'est point l'art de l'enfant*, nur 1 oder 2 mal habe man solche Dinge à la Domenech gefunden aber sie sofort für gefälscht erkannt. Also von den ächten verlangt er eine gewisse Vollkommenheit. Ecker hält nun die menschlichen Figuren auf Rennthierknochen der Dordogne nicht für besser als die der Eskimo's und hat gegen Mortillet's sonderbare Erklärung des Umstandes, dass die Höhlenbewohner nackt dargestellt sind, einiges Bedenken. Dieser meint nämlich, schon die ersten Künstler hätten es vorgezogen, wie die heutigen, sogenannte Akademieen zu zeichnen, das sei eben Geschmackssache! Da an einigen Figuren

die Hände nur 4 Finger haben, so schliesst er, man habe damals die Gewohnheit gehabt, den Daumen einzuschlagen, und gewisse Striche auf dem Rücken deutet er auf eine ungewöhnlich starke Behaarung, also, wie Ecker hinzufügt, auf unsern pithekoiden Urahn! An zwei aus Rennthierhorn geschnitzten Köpfen sieht Mortillet spitzen Bart und kurzes Haar, und einen Typus des Gesichtes, der ihn an Mephistopheles und an François I. erinnert, der aber gewiss nicht prähistorisch ist!

Ecker schliesst aus allem von ihm bisher Gesagten, dass die Annahme, die besprochenen Kunstwerke kämen aus den Händen derjenigen Höhlenbewohner, welche auch die rohen Kiesel- und Knochenwerkzeuge fertigten, ernstlichen Zweifel hervorrufe. Die Behauptung, dass hierbei das artistische Urtheil gar keine Berechtigung habe, sondern nur das naturhistorische, weist er mit Recht zurück. Wenn der Geologe sagen wollte, der Stil dieser Dinge ist mir vollkommen gleichgültig, wenn ein Kunstwerk an irgend einem Ort in einer unberührten Schicht neben den rohesten Werkzeugen gefunden wird, so ist es mit diesen gleichzeitig, so vergisst er, dass der Beweis der unberührten Schicht nach gemachtem Funde oft gar nicht mehr zu führen ist, und dass Gegenstände, die ganz verschiedenen Zeiten angehören, in den Höhlenschlamm eingebettet und hier ein Jahrtausend lang unter einer Stalagmitendecke ruhen können. Die aus zahlreichen Beobachtungen abgeleiteten Gesetze der Entwicklung menschlicher Fertigkeiten bieten vielleicht eine grössere Sicherheit als die noch so sorgfältig aus den Umständen eines solchen Fundes gezogenen Schlüsse. Zumal fordert die Beurtheilung des Alters von Einschlüssen im Boden einer Höhle Vorsicht, weil diese in verschiedenen Zeiten von Menschen bewohnt gewesen sein kann. Der Entdecker der Höhle sagt, dass unter einer mächtigen Schuttmasse, die den Boden bedeckte, zwei Sinterschichten vorhanden waren, aber Ecker wirft mit Recht ein, dass auch das Bedecktwesensein des Fundstücks mit Kalksinter nicht gegen seine Herkunft aus historischer Zeit spreche. Wohl zu beachten ist ein Ausspruch des Finders der Rennthierfigur, Professor Heim, er sagt: „was ich noch als Augenzeuge zu konstatiren habe, ist die ohne alle Sachkenntniss und Sorgfalt ausgeführte Ausbeutung der Höhle“. Die Boden- und Fundverhältnisse bilden also, um mit den Worten Lindenschmits zu reden, nur einen Theil der verschiedenen Kriterien, welche für die antiquarische Forschung die Aechtheit eines Fundstückes entscheiden. Was nun die Technik der fraglichen Arbeiten betrifft, so müssen sie, wenn ihnen ein prähistorisches Alter zukommt, mit Kieselmessern oder Kieselsplittern gemacht sein. Nach den in Frankreich gemachten Versuchen schliesst man, dass sie, weil beim blossen Ritzen das Instrument leicht ausgleitet, durch eine Art von Ein-

feilung hergestellt sind. Wiewohl von Bonstetten glaubte, dass das Rennthier von Thayingen mit einem Werkzeug von Stahl gemacht sein müsse, ahnte Graf Wurmbbrand in Constanz die Zeichnung auf frischem Knochen mittelst eines Feuersteins nach. Dieser Versuch gelang auch mir. Als nicht unwichtig führe ich nach einer Mittheilung von Fraas hier an, dass die beiden von Lindenschmit entdeckten gefälschten Zeichnungen nicht auf Geweihstücke sondern auf Knochen geritzt waren. Fraas fand, dass der mürbe Rennthierknochen unserer Funde nicht geeignet ist für solche Bearbeitung, man muss die verwitterte Rinde erst abschaben, bis man auf feste Knochensubstanz kommt, die Thayinger Stücke sind aber auf der ursprünglichen Oberfläche geritzt. Dieser Beobachtung kann man aber die Annahme entgegenstellen, dass, auch zugegeben, dass vor 2 bis 3000 Jahren das Rennthier nicht mehr lebte, seine zurückgelassenen Geweihstücke damals gewiss noch nicht so mürbe waren, wie sie es heute sind. Ein erfahrener Elfenbeinschnitzer, Herr Oldag in Bonn, gab mir an, dass Knochen für den Stahlmeissel am härtesten sei, dann folgen Wallrosszahn, Elfenbein und Hirschhorn. Der frische fettige Knochen verarbeitet sich leichter als der ausgekochte, welcher spröde wird, desshalb kocht man zuweilen erst den gearbeiteten Knochen aus, damit er weis wird. Ecker meint, die genauere Untersuchung der Zeichnungsfurchung, also doch wohl die mittelst der Lupe, dürfe in künftigen Fällen nicht mehr ausser Acht gelassen werden, er tadelt, dass sie von den Entdeckern der Thayinger Funde fast gänzlich vernachlässigt worden sei. Er glaubt, man werde unterscheiden können, ob die Zeichnung mit einem Kieselsplitter oder einem modernen Federmesser, ob sie auf den frischen Knochen oder auf den getrockneten alten eingeritzt sei.

Ich selbst habe in Constanz auf die Nothwendigkeit der Untersuchung mit der Lupe hingewiesen, wozu noch immer Zeit ist, und habe sie nachträglich angestellt und zwar an der Pferdezeichnung im Museum zu Schaffhausen, welche vollkommener ist als die des weidenden Rennthieres und durch die ganze Stellung des Thieres, den kleinen Kopf, die schnaubenden Nüstern, die vorgestreckten Ohren an das englische Rennpferd erinnert. Doch kommen ähnliche Pferdebilder auf etruskischen Vasen und geschuittenen Steinen griechischer Kunst vor. Die Lupe zeigt in den Strichen des Umrisses keine Spur eines scharf schneidenden Werkzeuges und in dem Grunde der breiten Striche ist der Knochen ebenso beschaffen wie auf seiner Oberfläche, und zwar etwas verwittert, welcher Umstand gegen die Annahme einer neuerdings geübten Fälschung spricht; vgl. den Bericht über die Constanzer Versammlung S. 115. u. Jahrb. des Vereins von Alterthumsfr. LXI, S. 164.

Ecker bezeichnet endlich auch die Erwägung zoologischer That- sachen als von grosser Wichtigkeit für die Entscheidung der schwebenden Frage. Er sagt, erst in neuester Zeit sei der Nachweis geliefert, dass die Mehrzahl der in prähistorischen Zeichnungen dargestellten Thiere, die jetzt erloschen oder ausgewandert seien, in unsern Gegenden mit dem Menschen gelebt hätten, also könnten diese Darstellungen nicht etwa aus der griechischen Zeit stammen, welcher diese Thiere, wenigstens das Rennthier und der Moschusochse unbekannt waren, sondern sie seien entweder von den Zeitgenossen gemacht, oder in neuester Zeit gefälscht. Dagegen ist zu be- merken, dass das Rennthier wahrscheinlich noch in römischer Zeit in deutschen Wäldern gelebt hat, wenn es auch dem Aussterben nahe war; vgl. Verh. des naturhist. V., Bonn 1866, Sitzungs- b. S. 78 und v. Brandt, Zoogeogr. u. palaeontol. Beiträge, St. Petersburg 1867, S. 53 u. Arch. f. Anthrop. VIII, 264. Jene Kunstwerke können aber zweitausend Jahre älter sein. Vom Moschusochsen sagt aber Ecker, dass sein geschnitzter Kopf nach dem Schädel und nicht nach dem lebenden Thier gemacht sei, denn es sind nur die Knochenzapfen dargestellt, die nach unten und schwach vorwärts gekrümmt sind, während die Hörner selbst mit ihren Spitzen an dem heute noch im Norden lebenden Thiere sich wieder nach oben biegen. Dass ein Künstler, der das lebende Thier sah, das Bild nach dem Schädel gemacht haben soll, ist nicht wohl annehmbar, aber man könnte schliessen, dass die Krümmung der Hörner, die bei den übrigen Ochsenarten eine so ver- schiedene ist, beim vorgeschichtlichen Moschusochsen eine andere war, als beim heute noch lebenden. Nach Ecker stösst die Annahme einer mo- dernen Entstehung der Zeichnungen des Pferdes auf erhebliche Schwierig- keiten, denn aus den massenhaften Anhäufungen von Knochenresten des Pferdes bei Solutré, man hat 100,000 Thiere geschätzt, habe man die Gestalt des Wildpferdes mit Sicherheit wiederhergestellt, die Pferdezeichnungen aus den Höhlen der Dordogne, die mehrere Jahre früher gefunden wurden, stellten in der That ziemlich genau dieses Wildpferd dar. Toussaint beschrieb zuerst diese Knochenreste und beklagt, dass die Schädel so zu sagen fehlen und desshalb eine sichere Bestimmung des Thieres fast unmöglich sei, in- dem nur die Unterkiefer und Bruchstücke des Oberkiefers und einzelner Schädelknochen sich fänden, doch lasse sich erkennen, dass der Kopf gross gewesen sei, während die Gliedmassenknochen auf eine kleine Körpergestalt schliessen lassen. Auf das Pferdebild von Thayingen passt also die Gestalt des Pferdes von Solutré gar nicht, jenes steht auf hohen Beinen und hat einen kleinen Kopf. Solche Pferde kommen, wie schon bemerkt, auf antiken Vasenbildern und geschnittenen Steinen vor; die auf dem Fries des Parthe-

non sind klein. Sowohl das wilde Pferd der asiatischen Steppen, wie das verwilderte der Pampas wird als klein mit verhältnissmässig grossem Kopfe, also dem Esel näher stehend, geschildert. Sanson und Piétrement, welche Toussaints Ansicht, dass die Pferde von Solutré als Nahrungsthier gezmht gewesen seien, mit Grund bestreiten, und sie für Jagdbeute, von der man lebte, halten, haben über die Gestalt dieses Wildpferdes keine andere Meinung geäussert. Der erstere findet sie mit dem heute noch in Belgien gezmhteten Ardennerpferd übereinstimmend; vgl. Bull. de la Soc. d'Anthrop. Paris 1874, p. 642 und 689.

Ecker kommt zu dem Schlusse, dass vorläufig in Anbetracht vieler vorhandenen Widersprüche eine Lösung der Frage der Aechtheit d. i. des hohen Alters der Höhlenzeichnungen unmöglich sei und dass die Constanzer Versammlung mit Recht einen endgültigen Spruch von sich abgewiesen habe. Er hofft, dass die göttliche Kunst damals nicht nur in wenige bevorzugte Höhlen vom Himmel heruntergestiegen sei, sondern sich auch noch anderswo in Deutschland werde finden lassen und erwartet dann von der deutschen anthrop. Gesellschaft die Ernennung einer Commission von Sachverständigen zu genauer Untersuchung des Falles. Mit ähnlichem Rathe schloss ich mein Urtheil über die Thayinger Funde in Constanz, vgl. Bericht, S. 115 und diese Jahrbücher Heft LXI, S. 164, indem ich sagte, man müsse weitere Funde abwarten, die Aechtheit dieser Kunstarbeiten sei möglich, aber dann habe kein rohes Jägervolk sie gemacht.

Am Schlusse des Constanzer Berichtes, dem zwei Tafeln mit Photographieen der bearbeiteten Thayinger Knochen beigefügt sind, meldet Dr. Mandach aus Schaffhausen, dass man nach dem Quaterly Journ. of the geolog. Soc., Aug. 1877 in der knochenführenden Höhle von Creswell auf einer Thierrippe die Zeichnung des Vordertheiles eines Pferdes entdeckt habe, in einer Schicht, deren Einschlüsse nicht mehr dem rohesten Typus der Steingeräthe angehören. Das Pferd hat eine borstige Mähne und einen kleinen Kopf. Dawkins erkennt in der Zeichnung die Gleichheit des Stiles mit den Funden von Thayingen. Diese im Beisein von Prof. Dawkins entdeckte Zeichnung ist im Constanzer Bericht auf Taf. I, Fig. 20 wiedergegeben.

Schaffhausen.